



Nummer

80.

Donnerstag,

3. April 1817.

VI.

Das große Loos.

(Fortsetzung der Staffette.)

Jenny bebte an allen Gliedern. „Unser Loos hat gewonnen,“ rief sie: „und nun ist es verschwunden,“ sie wühlte mit tausend Hast und Angst im Schränkchen umher, und hörte von meiner Tröstung, daß mein Loos auch das ihre sei, keine Sylbe. Ich wollte hin zum Postmeister, um nähere Kunde einzuziehen, aber schon kam dieser, bei Gott, beide Hände hoch in der Luft, wie besessen um die Ecke herum. Anton faßte mich vor Freuden beim Kopf, daß ich wahrhaftig dachte, er wolle mir den Schädel zusammendrücken. Jenny flog, in Gegenwart des Vaters, laut weinend vor Entzücken in Anton's Arme, der Alte selbst faltete halb erstarrt die Hände; und mir schnürte die Ueberraschung so gewaltsam die Brust zu, daß ich kein Wort sprechen konnte.

Es war nichts. —

Ein Reisender sandte eine Staffette voraus, um überall Pferde bereit zu finden, und der Postmeister hatte sich das Späschen gemacht, uns zum April zu schicken.

Wir hätten sollen böse seyn, aber keines konnte es werden. Wir lachten alle, eins über das andere; wußten wir doch nun, wie es den Leuten zu Muthe ist, die mit einem Male 100,000 Thlr. gewinnen.

Jenny war jetzt bestimmter, als je, daß, wo nicht das große Loos selbst, doch ein sehr bedeutender Gewinn uns zufallen werde; das Schicksal habe uns nicht auf einmal mit seiner Freude ertödtet, sondern allmählich aufregen wollen, meinte sie, um uns nach und nach an unser Glück zu gewöhnen. Sie fing jetzt ihr Loos wieder an zu suchen, und immer ward ihr unbegreiflicher, wo es hingekommen, da sie nun beinahe alle Kommoden, Schränke und Schubfächer im ganzen Hause umgekehrt hatte.

Anton war ruhiger; „ich baue nicht viel auf das Glück“ sagte er zu mir, vom Vater ungehört, und ließ Jenny kramen, „sondern auf mich selbst; dann kann ich wenigstens nie unglücklich seyn.“ Meine Aussichten sind fern, aber in fünf — sechs Jahren denke ich doch, Jenny als Frau ernähren zu können, und an der Seite dieses Mädchens, soll mir bis dahin die Zeit nicht lang werden. Das liebe Geld ist es wahrhaftig nicht, was ich vermissen werde. Gibt Gott nur Gesundheit, so will ich mir schon verdienen, was wir brauchen, und Jenny wird das Wenige zusammenhalten, was wir haben, und dann wird die Sache schon gehen. Meinen Sie nicht auch Herr?

Ich drückte dem hübschen Anton die Hand; seine einfache Lebensweisheit, seine ernste Ansicht, seine gediegene Ruhe, machten mir ihn unendlich werth.

„Ich finde es nicht,“ sagte Jenny auf uns zukommend, und rang verzweiflungsvoll die kleinen Hände ihrem Anton entgegen. „Laß doch das Suchen seyn“ erwiederte Anton und umschlang das süße

Mädchen, „ich habe mein großes Loos ja schon gezogen, und brauche kein zweites.“

„Für mich suche ich nicht,“ antwortete Jenny, und sah ihm freundlich in die Augen. „Dir sollte das Glück bringen, was es als Mitgift mir versagte.“

„Weg mit dem Zeuche!“ rief er lächelnd; wir fördern beständig des lieben Metalles zu Tage, und darum wird doch die Welt um kein Haar glücklicher. Mein Vater war arm, und ist sein ganzes Leben hindurch fröhlich gewesen, denn unsre Mutter war gut, und wir Kinder haben ihm keinen Kummer gemacht; und als er todt war, trugen ihn die Knappen weinend zur Grube, und senkten ihn unter stillem Glück auf! in die Erde, denn sie hatten ihn lieb, und er war ihrer Ehre werth; und so soll's auch bei uns seyn, nicht wahr, meine einzige Jenny?“

„Ja,“ sagte Jenny mit nassen Augen, und schmiegte sich an Anton's stolze Brust: „so soll es auch bei uns seyn.“

Nun mochte es kommen, wie es wollte; der Zufall hatte uns auf den Gewinn der 100,000 Thlr. wie auf die Nieten vorbereitet; fast fing ich jetzt an, der Hoffnung Raum zu geben, daß wir wenigstens nicht ganz leer ausgehen würden.

Die Reitpost kam.

Der Postmeister hatte, um, der dießbesagten 200 Thlr. wegen, alles Aufsehen in der Expedition zu vermeiden, ausdrücklich gebeten, nicht zu ihm zu kommen, sondern abzuwarten, bis er, als lebendiger Telegraph selbst um die Ecke segeln werde. Dieß hatten wir versprochen, dagegen hatte er auch wieder sein Ehrenwort einsetzen müssen, uns, wie er in seinem altbergmännischen Raudermälsch sich ausdrückte, kein Künstel wieder zu hängen, sondern, der wahren Sachlage gemäß, die verabredeten Fernzeichen zu geben.

Die Achseln hoch bis an den Kopf gezogen, und beide Hände in den Rocktaschen — so kam die Trauergestalt um die Ecke.

Erst lachten wir über die wahrhaft posirliche Gestaltung des aufrichtigsten Beileids, das der in sich selbst zusammengezogene Postmeister, meisterhaft darstellte; dann ärgerten wir uns ein bißchen über das ungerechte Glück und wünschten, daß, da wir nun einmal nichts haben sollen, der Hauptgewinn wenigstens in andere wirklich bedürftige Hände gefallen seyn möge; ich sprach mit Bedauern von den schönen Nächten, die Anton und Jenny, unter und über Tage vergeblich dem Schlaf abgebrochen; beide aber versicherten, daß, wer den andern liebe, wie sein

Leben, ein wenig Schlaf nicht achte, wenn er damit dem andern eine Freude machen könne; Jenny aber wischte sich die Augen, ward wieder fröhlich und sagte: „ich bin ein Kind gewesen. Was uns gut ist, wird Gott uns schon geben; behalte die 100,000 Thlr., wer sie gewonnen, und genieße sie glücklich. Anton ist mein. Wir sind gesund und zufrieden. Das ist mehr, denn das große Loos.“

VII.

Der Schaafkopf.

(Fortsetzung des großen Looses.)

Der Abend war mild und freundlich; wir, Jenny, Anton und ich, gingen die Heerstraße entlang spazieren, bis zur Kunst, wo wir eben wieder umkehren wollten, als wir im Gebüsch, das am Kunstgraben lang hinläuft, und durch das die Straße von hier ab mitten durchgeht, einen mehrstimmigen Schrei, und in demselben Augenblick, einen dumpfen Krach, dann aber einen sehr lebhaften Wortwechsel hörten.

Wir eilten näher herbei, und fanden einen großen sechs-spännigen Reisewagen, durch die Unvorsichtigkeit des halbbetrunkenen Postknechts umgeworfen. Der Bediente, der auf dem Boocke gesessen, war ohne Schaden davon gekommen, der Herr der Equipage aber, ein Mann von etwa vierzig Jahren, wohl gemacht, und sehr vornehmen Ansehens, klagte in gebrochenem Deutsch, über den linken Fuß, und warf dem Schlingel von Trunkenbold, ein Duzend recht herzhaft englische Flüche zu.

Jenny hörte kaum den Zauberlaut der Muttersprache, als sie mit Anton herbei sprang; beide zeigten dem Fremden, in geläufigem Englisch, ihre Theilnahme, und Jenny ersuchte ihn, in ihrem Hause mit dem Wenigen, was sie ihm bieten könne, vorlieb zu nehmen: es sei im Orte ein recht unterrichteter Wundarzt; den wolle sie augenblicklich besorgen; und bei dessen Geschicklichkeit hoffe sie, solle der ihn betreffende Unfall von keinen bedeutenden Folgen seyn.

Anton stieg in die Kunst, um Leute zur Aufhebung des Wagens zu holen; der Fremde aber vergaß seinen Aerger und seinen Schmerz über der Freude, hier in dem rauhen Gebirge ein Pärchen gefunden zu haben, das nach seiner Versicherung ein schöneres Englisch sprach, als er es in der letzten Residenz gehört hatte. Er sah das Mädchen mit unnennbarem Wohlgefallen an, er verschlang es beinahe mit seinen

Blicken, und wenn Jenny nur den Mund aufthat, so lächelte das ganze Gesicht des Fremden in Liebe und Entzücken.

„Das ist Antons böser Feind,“ dachte ich, „und seiner Liebe Tod,“ denn je länger Jenny mit dem fremden Manne sprach, desto mehr floß ihr Mund mit ihrem Herzen über. Aber wahre Liebe kennt das Gift der Eifersucht nicht; Anton kam zurück, und küßte der liebreizenden Samariterin, die des Fremden verstauchte Hand eben mit ihrem Taschentuche umwand, die rosige Wange, und griff nun rüstig mit an, und half dem haushohen Prachtwagen auf die Beine, hob den Kranken hinein, setzte die kleine barmherzige Schwester daneben, empfahl den Leuten, die er von der Kunst mitgebracht hatte, neben dem Wagen herzugehen, weil er dem Postknecht nicht traue; und eilte nun mit mir, den kürzern Fußsteig voraus, um den Wundarzt zu holen, und den Vater Bergschreiber auf die Einquartirung vorzubereiten. „Der wird ein bißchen fluchen,“ sagte er lachend: „denn er kann die Engländer nicht leiden, aber das ist nun diesmal nicht anders; den Mann konnten wir doch wahrhaftig nicht am Kunstgraben liegen lassen — sehen Sie,“ sagte er nach einer Weile: „der Fremde ist gewiß reich, denn seines Wagens braucht sich kein König zu schämen; aber was helfen dem armen Teufel jetzt alle seine Thaler! er gäbe mir bestimmt ein Sechstheil seines Vermögens für meine zwei gesunden Beine.“

Der Bergschreiber wollte aus der Haut fahren, und nannte Jennys christliche Liebe einen Narrenstreich, er habe selbst kaum zu brocken und zu beißen, meinte er, kirschbraun vor Bosheit, und nun solle er noch einen brittischen Narren, der mit keiner Berghenne *) vorlieb nehme, hier frezen und füttern. Anton sprach von der Pflicht gegen den Nächsten; doch davon wollte der Bergschreiber nichts wissen, und demonstirte ihm, daß das Hemde dem Menschen näher sei, als der Rock, und der Vater der Tochter näher, als ein von der Nebelinsel hergelaufener Maulaffe.

Meine Trostgründe zogen aber besser, denn ich raunte ihm ins Ohr, daß der Hergelaufene, von seiner Nebelinsel recht hübsche Banknötchen mitgebracht

*) In der Bergmanns-Sprache leider nur eine Wasser-suppe.

zu haben scheine, und von der brittischen Großmuth ließe sich mit Bestimmtheit erwarten, daß der Fremde, der übrigens gar nicht wie ein Maulaffe, sondern wie ein recht achtbarer Mann von Stande aussehe, alle kleine Auslagen und Mühwaltungen doppelt und dreifach vergüten werde.

„Hol' ihn der Teufel!“ brummte der Isegrimm in den Bart: „meinethalben mögen sie mit ihm machen, was sie wollen, aber sagen Sie ihm, daß ich kein Gastwirth bin, und daß er es als eine große Gefälligkeit ansehen solle, wenn ich ihn in meinem Hause aufnehme und daß er einen Vorschuß machen müsse, wegen der Auslagen; was soll ich übrigens dem Bagabondirer lange aufwarten; ich gehe zum Obereinfahrer, da fehlt der Bierte zum Schaafkopf.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Harpagons Gattenjärtlichkeit.

Geld auf die Frau verwenden,
Das läßt sein Geiz nicht zu,
Doch trägt er sie auf Händen;
Da spart sie doch die Schuh'.

M. Bd.

R ä t h e l.

Jüngst ward dem Kaufmann Wagebold
Papier, gleich zahlbar, präsentiret;
Ach! schrie er, ach, so vieles Gold!
Kein Wunder, wenn man da falliret!

Ich will in allen Punkten gern
Die Anweisung realisiren
Bis auf zwei Wörtchen, meine Herrn,
Zwei Wörtchen, die mich sehr geniren.

Drum bitt' ich Sie recht flehentlich,
Die beiden Wörtchen zu vereinen;
Getrennt sind sie Ruin für mich
Vereint als Trost sie mir erscheinen.

Und wollten Sie das Ganze dann
Mir vierzehn Tage nur gewähren,
So zahle ich als braver Mann
Und werde Ihre Güte ehren.

P.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 16. März 1817.

Das Theater bot, seitdem ich Ihnen zum letzten Male geschrieben, einige Wiederholungen dar, welche mit schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit verbunden waren, — nämlich die Erneuerung von Naumanns melodienreicher Oper: die Dame als Soldat, und des durch schuldlos heitere Laune belebten Singspiels das Hochzeitfest im Eichthale (Musik von Ebel). Beide Opern waren vor einigen Jahren ausgezeichnet gut besetzt. Die letztere vorzüglich wurde mit immer neuem Beifall gesehen, weil Spiel und Gesang gleich befriedigend war. Gegenwärtig sind nur die Spuren guter Bemühungen wahrzunehmen. Die schöne Müllerin wurde zum Vortheil der hiesigen Armen wiederholt. Vieles, und vielleicht mehr, als das Verständniß der Oper zuläßt, scheint gestrichen zu seyn, und der junge Anfänger, welchem die Rolle des Baron von Felsenherz übertragen war, befand sich in derselben um so genirt, da ihm die schwere Aufgabe, diesen veralteten Charakter der gegenwärtigen Zeit anzupassen, bei seiner Ungeübtheit im Spiel natürlich unauflöslich seyn mußte. Ein Versuch im recitirenden Schauspiel — die Aufführung des Lustspiels: die beiden Grenadiere von Vogel (am 2ten und 12ten März) gefiel durch einzelne gelungene Parthieen. Der Versuch, die mimisch-plastischen Darstellungen durch Deklamation zu begleiten, welcher an Schillers Bürgschaft gemacht wurde, verdient weitere Ausbildung. Man könnte dazu Gedichte wählen, welche bestimmte Abschnitte (i. B. Gesänge) haben. Auch prosaische Erzählungen von Bedeutung und kürzerem Umfang könnten auf diese Weise mit lebendiger Vergegenwärtigung ihrer bedeutendsten Momente begleitet, von einem guten Deklamator vorgelesen werden. Nur dürfte die Deklamation so wenig als möglich unterbrochen scheinen, zum Behuf einer solchen Darstellung.

Das neunzehnte Abonnementsconcert (13. März) war durch Wahl und Ausführung der Tonsücke eines der ausgezeichnetesten dieses Winters. Es wurde eröffnet durch die geistreiche, kräftige Sinfonie des der Kunst zu früh entrissenen Eberl. Ihr folgte die originelle (nur in der Behandlung des Textes nicht

durchaus lobenswerthe) Misse von van Beethoven, die einzige, welche, so viel mir bekannt ist, dieser Tonkünstler geschrieben. Im Sologesang wurde die Abwesenheit der Mad. Neumann-Sessi (welche in dieser Woche in Ihrem Dresden war) allgemein fühlbar. Herr Organist Schneider bewährte hierauf seine große Virtuosität von Neuem durch den Vortrag eines neuen ungemein schwierigen Pianoforteconzerts von Nicé (aus Cis mol), dessen erster und zweiter Satz vorzüglich gut gehalten und glänzend ausgearbeitet ist. Das Ganze hat mehr den Schwung der Phantasie, und giebt dem Instrument manichfaltige Motive, in eigenthümlichem Glanze hervorzutreten. Eine Ouvertüre von Franzel im zweiten Theile war kräftig und effectvoll gearbeitet.

Gestern, den 15ten, war das längst erwartete sehr zahlreich besuchte Concert der Mad. Milder-Hauptmann. Was an dieser gepriesenen Sängerin allgemein entzückte und zunächst ansprach, war der seltene Zauber einer Stimme, in welcher Weichheit und Kraft in seltener Fülle verschmolzen sind, und die mit einer kühnen Festigkeit und Reinheit sich am liebsten in großen Intervallen in bedeutendem Umfange bewegt, alle Kouladen ausschließt, wodurch sich eine ausgebildete Gewandtheit der Stimme ankündigt, und schon durch den reinen Anschlag des Tons bei geringer Anstrengung einen großen Lustring in Schwingung versetzt. Ihr Gesang erhält durch diese großartige Einfachheit einen eigenen, ihrer Stimme angemessenen Charakter, ja fast den Schein eines ihr eigenthümlichen Stils; und die in diesem Concerte vorgetragene Stücke (besonders die herrliche Scene von Poyssel und Händels Preghiera) waren diesem Charakter ebenfalls sehr angemessen. Doch mögen wir nicht entscheiden, in wie weit derselbe Sache der freien Wahl ist. Um ein gründliches Urtheil über Mad. Milder zu fällen, müßte man überhaupt den Streit über die Anforderungen des Naturalismus und der Virtuosität in der Kunst vorher beseitigt haben. Nur das ist mir aus früherer Erinnerung klar, daß Mad. Milder vorzüglich als theatralische Sängerin glänzt, (weßhalb wir es sehr bedauern, daß sie hier nicht in der Oper auftreten konnte oder wollte) und daß ihr Gesang noch tiefen Eindruck gemacht haben würde, wenn sie nicht in einem ihr fremden Idiom, wenigstens nicht italienisches Recitativ gesungen hätte.

A. W.

Ankündigungen.

In der Bossischen Buchhandlung in Berlin sind erschienen und bei Arnold in Dresden zu haben:

Abhandlung über Einrichtung und Gebrauch des kleinen Feuegewehrs von G. F. Seydell, Major und Director der Kriegeschule zu Königsberg in Preußen. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Der würdige Herr Verfasser, bekannt durch mehrere so schätzbare als nützliche militairische Schriften, hat in dieser Abhandlung die Proportionirung, Verfertigung und den Gebrauch des kleinen Feuegewehrs so ausführlich vorgetragen, wie uns noch in keinem Werke bekannt geworden ist, und welche von sachkundigen Männern mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Wir glauben daher mit Recht, dieses Werk nicht nur den Herren Militairs und Kriegeschulen, sondern jedem Liebhaber der Flinte empfehlen zu können.

— v. R. — und v. M.

Elemente des chemischen Theiles der Naturwissenschaft von Humphry Davy; aus dem Engl. übersetzt von Friedr. Wolff. 1 Bd. 1ste Abtheil. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Unter dem bescheidenen Namen von Elementen, liefert der berühmte Verfasser den Anfang eines Werkes, welches durch Genialität und Neuheit der Ansichten, eine der vorzüglichsten Stellen unter den Lehrbüchern über Chemie einnimmt; und Recensent rechnet die Stunden, welche das Studium dieser gehaltreichen Schrift ausfüllte zu den genügsamsten, welche ihm in langer Zeit zu Theil wurden.

Die Uebersetzung ist durchgängig mit Sprach- und Sachkenntniß angefertigt; eine gehaltvolle Vorrede des Herrn Uebersetzers dient dem Werke zu einer passenden Einleitung, auch giebt sie Nachricht von einer neuen der Chlorine sehr analogen Substanz, welche kürzlich in Frankreich entdeckt wurde; die zwar sparsamen, allein zweckmäßigen Anmerkungen, erhöhen gleichfalls den Werth dieser Uebersetzung.